

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

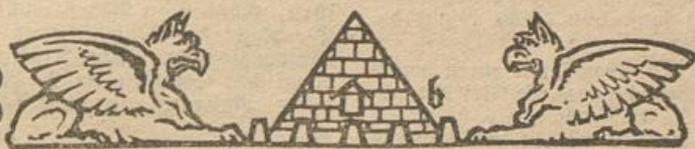
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932

1.5.1932 (No. 18)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 18



1. Mai 1932

W. Teichmann / Der Ueberfall in Baden

Walpurgisnacht 1536. Zwölf Schläge hallen gedämpft herüber vom Mastatter Kirchturm. Auf dem Bänklein vor dem Fifezheimers Fahrhaus dämmert ein halbwüchsiger Bub in das wolkenverhangene Schweigen. Er bricht sich den Schlaf ab, er möchte etwas erleben.

Schwebt doch in dieser Nacht St. Walburg von ihrem Haus drüben im Hagenauer Forst über die Felder und segnet die junge Saat. Aber die Nacht ist nicht geheuer. Durch die Lüfte tobt der wilde Jäger mit seinem Gefinde; werden sie die heilige Frau inne, so heben sie hinter ihr her, daß sie, jämmerlich schreiend, entflieht. Wer ihr dann beisteht, dem schenkt sie ihren güldnen Schuh.

Da der letzte, ferne Glockenton verklingt, ergleißt auf den grauen Wellen, die leise in ununterbrochener Folge an das große Boot schlagen, zuckender Schein: der Abglanz des Wetterleuchs, der weit im Westen am Himmel aufzuckt und zackt. Der Bub schrickt empor: jetzt wußeln auf dem Wasberg drüben im Elß die Hexen des ganzen Unterlandes durcheinander, sie rüsten zum nächtlichen Ritt.

Da lacht Hufschlag vom Dorf her. Und gleich regt sich im Haus drin der Alte, der Fahrmann. Wie er in Hemd und Hosen unter die Tür tritt, tauchen drei Reiter aus dem Dunkel.

„Seh über, Fahrmann!“

„Jetzt in der Nacht?“

„Jetzt in der Nacht; und tummelt Euch!“

Dabei schwingen sich zwei der Reissigen schon aus dem Sattel, leiten die ängstlich fühlenden Möße den ausgetretenen Pfad hinab zum Wasser. Der Fahrmann will etwas sagen; da faßt er den dritten Mann ins Auge, der finstren Blicks auf dem Hengst sitzt, als könnte er sich nicht entschließen abzusteigen — und lüpfte die Kappe, holt Stange und Riemen, und trägt sie ins Boot.

Inzwischen kommt einer der Reissigen wieder herauf: „Gnädiger Herr...“ Der Bub, der eben an der Kette knetet, hebt erstaunt den Blick. Aber ehe er den Mund aufstut, raunt ihm der Alte zu: „Guck stille! Es ist unser Herr, der Markgraf.“

*

Es war wirklich Markgraf Bernhard von Baden-Baden, der in der Walpurgisnacht 1536 über den Rhein fuhr. Er brachte sich hinter den Mauern der Reichsstadt Hagenau in Sicherheit vor seinem Bruder Ernst.

Der Ueberfall im Wildbad 1367 ist durch Uhlands Gedicht in ganz Deutschland bekannt. Von dem Ueberfall in Baden 1536 weiß niemand. Der Vorgang entbehrt nicht dramatischer Momente, aber er ist halb vergessen, halb totgeschwiegen worden; denn er ist kein Ruhmesblatt der markgräflichen Geschichte.

Am 17. September 1533 war den genannten beiden Herren durch den Tod ihres Bruders Philipp die Markgrafschaft als Erbe zugefallen. Sie verständigten sich, daß sie das Land gemeinsam besitzen wollten; gemeinsam empfingen sie am 25. November zu Baden die Huldbigung. Zum Andenken ließen sie eine Münze schlagen mit der Inschrift: „Der brüderlichen Einigkeit“. Der Wille war gut; aber jeder hatte dabei seine Hintergedanken.

Markgraf Ernst, ein genauer Rechner, war 51 Jahre alt. Nach dem natürlichen Lauf der Dinge durfte er darauf zählen, den sieben Jahre älteren, unvermählten Bruder zu überleben, zu beerben. Bis dahin konnte er ihn, der weitab auf den luxemburgischen Gütern des Hauses saß, als sogenannten Mitregenten ertragen — mußte dem ewig geldknappen Kavaller nur immer pünktlich seine Hälfte von den Einkünften schicken.

Markgraf Bernhard rechnete anders; er ging trotz seiner grauen Haare heimlich auf Freiersfüßen. Unweit von Rodemachern in Luxemburg, wo er wohnte, lag die Herrschaft Rouffy. Die wollte er haben. Rouffy war die Mitgift eines kleinen, französischen Fräuleins, der Gräfin Franziska von Luxemburg-Brienne. Die nahm er in den Kauf. Während er in Baden weilte, verhandelten seine Abgesandten mit den Verwandten der Dame. Am 19. März 1534 war die Hochzeit.

Nun ist es immer eine eigene Sache, wenn ein Mann von 58 Jahren heiratet. Bei Bernhard regte sich der Familiensinn, er begann sich um seine Einnahmen zu kümmern, und machte bei der Nutzung der Lehnen das Recht der Erstgeburt geltend. Damit verlegte er Ernst um so mehr, als dieser nichts Stichthaltiges dagegen einwenden konnte. Als sich 1535 zeigte, daß Bernhard Nachkommenschaft zu erwarten hatte, sah Ernst vollends alle seine Felle davonschwimmen. Der Bruderzwist im Hause Baden entbrannte in hellen Flammen.

Wohl legten sich die Verwandten und Freunde drein. Der Kurfürst von der Pfalz riet zur Teilung. Die Brüder waren es zufrieden. Der ältere teilte, d. h., er unterschrieb den Teilungsvorschlag, den der alte Kanzler, Dr. Feiß, nach bestem Wissen und Gewissen aufstellte.¹⁾ Der jüngere wählte, vom 24. August 1535 an zerfiel die ohnehin schon kleine Markgrafschaft in zwei Zwergherzogtümer, Pforzheim unter Ernst, Baden-Baden unter Bernhard.

Zum Unglück hatte Ernst, der Entscheidung vorgehend, schon seit Jahresfrist das Badener Schloß bezogen. Als im September Bernhard kam, gab es einige Tage unerquidlichen Neben- und Durcheinanderhauens. Beim Abzug packten Ernsts Diener aus Versehen ein in die Schloßkapelle gehöriges Antiphonar mit ein. Bernhard ließ die Wagen unten in der Stadt anhalten und das Buch zurückschicken. Jetzt kochte der Pforzheimer Groll über, Ernst ließ einen offenen Brief an den Kirchentüren der ganzen Markgrafschaft anschlagen, in dem das Anhalten der Wagen als — Straßenraub gebrandmarkt wurde. Die Badener Kanzlei antwortete mit einer Gegenerklärung.

Für uns Spätgeborene ist es nicht ohne Reiz, zu hören, daß dieser „Zeitungskrieg“ in die Hasenacht fiel. In der Markgraf-

¹⁾ Der Entwurf des Kanzlers ist noch vorhanden, er beginnt bezeichnend genug mit einem \dagger und dem Psalmwort aus dem Meschanon: *Adiutorium nostrum in nomine Domini* (Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn). Vermutungen, daß Bernhard den Teil, den er im Auge hatte, besser ausgestattet habe, sind hinfällig. Dem Markgrafen fehlten für eine solche Arbeit alle wirtschaftlichen Vorkenntnisse, wie denn selten ein leitender Mann die Einzelheiten der Vorlagen beherrscht, die er mit seinem Namen deckt. Dafür muß er sich auf seine Räte verlassen können.

Schaft nahm man damals mit Recht die Sache ernst. Wenn „etwas Ungeschicktes“ entstand, mußte der Schade zuletzt an den Untertanen hängen bleiben. Der Ausschuß der Landschaft unternahm eine Vermittelung und brachte am 31. Mai 1536 das „Straßburger Kompromiß“ zustande. Damit war leider der Streit nicht beigelegt, dank der zähen Rechtschere Markgraf Ernsts wuchs er sich zu einem Prozeß vor dem Reichskammergericht aus, der noch Kindern und Enkeln beider Herren zu schaffen machte.

In den Schriftsätzen von Bernhards Seite kehrt nun immer der Vorwurf wieder, Markgraf Ernst habe gegen seinen Bruder das Faustrecht gebraucht. Die Sache wird stets nur kurz berührt, die Einzelheiten galten als gerichtsbekannt, doch können wir sie ziemlich vollständig wieder aufbauen.

Die Pforzheimer, die sonst auch kein Blatt vor den Mund nahmen, beschränken sich meist auf eine kurze Abstreitung. Nur einmal, am 1. März 1549, heißt es ausführlicher: „Ob aber der Gegenteil meint fr. Gnaden Verfassung etlicher Reissigen, so i. Gn. im 36ten Jahr zu Durlach bei einander gehabt, so hat sich i. Gn. erlaubter Gegenwehr gebraucht, welches noch mit vielen ehrlichen Personen von Adel, so dekmals bei i. Gn. gewesen, zu beweisen. Hätte i. Gn. das Faustrecht brauchen wollen, hätte er ohne Widerstand all der großen Helden, davon der Gegenteil jetzt hohen Ruhm treibt, wie trostlich sie sich gehalten, und was großer Gefahr sie bestanden (mit Weintrinken, dann sonst kein ander Gefahr dargewesen) wohl und zeitlich ansprechen mögen.“

Markgraf Ernst betrieb im Alter den Prozeß wie einen höchstpersönlichen Sport und arbeitete an den aus der Kanzlei hinausgehenden Schriftsätzen fleißig mit. Es klingt fast, als hätte der alte Herr in obigen Worten seinem eigenen Herzen Luft gemacht und den peinlichen Vorgang so dargestellt, wie er ihn hinterher angesehen wissen wollte. Das haben größere Männer, als er, bei der Aufzeichnung ihrer Erinnerungen ebenso gemacht. Bei Pichte beisehen, gibt er eigentlich viel mehr zu als er abstreitet. Auch fällt ins Gewicht, daß das Kammergericht damals ein Mandat gegen ihn erteilte. Wo Rauch ist, pfeilt Feuer zu sein.

An einen Akt der Notwehr kann man kaum glauben. Markgraf Bernhard war unkriegertisch, im Hofdienst ergraut, er focht mit anderen Waffen, war auch finanziell nicht so gestellt, daß er hätte Truppen anwerben können. Anders Markgraf Ernst. Er vermochte Reissige zu sammeln, er entbot seine Lehnsleute — das sind die vielen ehrlichen Personen vom Adel — nach Durlach.

Bei der allgemeinen Spannung und den engen Beziehungen zwischen Durlach und Ettlingen, wo zwei Brüder, Michel und Barthle Forchheimer Schultheißen waren, der erste Ernst's, der zweite Bernhards Untertan, mußte die Rüstung des Pforzheimers alsbald bemerkt und auch bei Hofe bekannt werden. Schwerlich hat Ernst mehr gewollt, als mit kriegerischem Gefolge in Baden einreiten, wo ihm noch die Doffnung zustand, und dem Bruder, nachdem der Worte genug gewechselt waren, eine Unterschrift abzuholen, die dem ganzen Streit ein Ende im Pforzheimer Sinn bereitete. Für die Bernhardsischen Advokaten war es natürlich wirksamer zu sagen, ihr Herr habe müssen „selbtritt zur Errettung Leibs und Guts zur Nach: von Baden entreiten.“ Die Markgräfin stoh nicht, teils wegen des erst 14 Wochen alten Kindes, teils weil sie Haare auf den Zähnen hatte und ein Vorzeichen mit ihrem Schwager nicht schonte. Zwei irene Männer blieben bei ihr, der Haushofmeister Hans von Ninkenberg und der Rat Georg Hos. Zwei reiffe Knechte, seine ganze Streitmacht, begleiteten Bernhard ins Exil, zunächst über Sülffenheim nach Sagenau, dann weiter nach Straßburg. Hier stellten sich am 6. Mai die „Verordneten der Landschaft“ bei ihm ein.

Rechnet man einige Tage für die nötigen Ritte ab, so kommt man mit dem Datum des geplanten Ueberfalls und der Flucht in die ersten Nächte des Mai. Eine ganz genaue Ansetzung erlaubt die Stelle in einer badensischen Darlegung: „Anno 36, da man fr. fürstl. Gnaden zu Baden wollt den Maieu armata manu¹⁾ stecken.“ Die Nacht des Maieustechens war die Nacht auf den 1. Mai, die Walpurgisnacht. Der Ninkberger und Hos mögen sich die bänglichen Stunden, da sie der kommenden Dinge warteten, mit einem Maitrant erleichtert haben.

Während sie ihren Wein tranken, standen und lagen im Amtshaus zu Durlach Ritter und Reissige umher, des Befehls zum Aufbruch harrend. In Ettlingen aber beim Schultheißen Barthle Forchheimer pochte ein vermunnter Reiter an den Tadel; er war von Baden gekommen. Und dann schwang sich der Schultheiß selber auf seinen Klepper und ritt nach Durlach hinüber. Er fand dort leichten Eingang, der Schultheiß war ja sein Bruder.

„Michel,“ rief er ihm zu, „Ihr könnt abjatteln. Der Vogel ist ausgeflogen!“ Leiser setzte er hinzu: „s ist besser so; und deinem Herrn wird es zuletzt auch lieber sein.“

¹⁾ Mit gewaffneter Hand.

Walter Burk / Die Gutacher Künstlerkolonie

Die Aelteren unter uns können sich noch sehr gut jener aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammenden Stahlstichwiedergaben Bantierischer Gemälde erinnern, welche zum großen Teil Szenen aus dem Schwarzwälder Volksleben darstellten und als bildhafte Gegenstücke zu den damals so beliebten Auerbachischen Dorfgeschichten gelten können. „Die Tanzstunde“ hat wohl von allen die größte Verbreitung gefunden, und hing, und hängt vielleicht auch noch heute da und dort in altbürgerlich guten Stuben auf dem Ehrenplatz über dem Sofa. Genau zu bestimmen, aus welchem Ort des Schwarzwaldes der geniale Schweizer seine Vorbilder geholt habe, war bisher nur dem Trachtenkundigen möglich, aber auch er durste nicht mit Sicherheit annehmen, daß der Künstler seine Eindrücke an Ort und Stelle gewonnen habe. Sammelten doch die damaligen „Genre- und Historienmaler“ in ihren Atelierschränken Trachten und Kostüme aller Orte und Zeiten, um gegebenenfalls ihre mehr oder weniger dazu passenden Modelle hineinzustecken.

Nun hängen aber in der Gaststube der „Krone“ in Gutach zwei prächtige Originalzeichnungen von Bantier an der Wand als unumstößlicher Beweis dafür, daß der Künstler hier gewohnt und seine Studien gemacht hat. Auch das Zimmer, das er damals innehatte, trägt noch eine scherzhaft-künstlerische Spur seiner Anwesenheit: An der Tür hängt nämlich in verblüffend greifbarer Natürlichkeit ein gemalter Schlüssel an einem gemalten Nagel. Welche Bewandnis es damit gehabt hat, weiß allerdings der heutige Kronenwirt nicht zu berichten.

Bantier dürfte also der erste gewesen sein, der das Gutachtal und seine Bewohner mit Maler Augen gesehen hat, und es ist wohl mit Recht anzunehmen, daß der Erfolg seiner Bilder in der Folgezeit das Augenmerk weiterer Künstlerkreise auf den malerischen Schwarzwaldwinkel gelenkt hat. Es mag in den folgenden Jahrzehnten manch einer Quartier und Staffelei hier aufgeschlagen haben, dessen Name und Ruhm den Bantiers späterhin nicht erreicht hat und von dem darum weder eine Spur persönlicher Erinnerung, noch ein Werk übrig geblieben ist, das die hier gewonnenen künstlerischen Eindrücke in überragender Weise der Allgemeinheit vermittelt hätte. „In Mode gekommen“ ist Gutach eigentlich erst in den achtziger Jahren durch Wilhelm Hasemann, der, wie Kenner seines Talentes sagen, nicht zum Vorteil seiner späteren künstlerischen Entwicklung hier hängen geblieben ist. Die erste Zeit seines Gutacher Schaffens allerdings war eine glückliche Fortsetzung der in Weimar und Berlin — wo der grantige alte Menzel zu seinen besonderen Gönnern ge-

hörte — gehaltenen Erlolge. „Die Wallfahrtskirche“, „Der Schellenmarkt“, „Der Taufgang“, „Die Schapbacherin“, „Edle Reiser“, und viele andere Bilder trugen die Kunde von der reizvollen, vollstischen und landschaftlichen Eigenart Gutachs weit hinaus ins Reich und warben bei den Jüngern des heiligen Lukas für Hasemanns neugewählte Heimat, die neben ihren malerischen Reizen auch noch den Vorzug der Billigkeit hatte. Und sie kamen, mit Farbstoffen, Malstärken und Geldstaschelein von allen Seiten zugereist. Begabte und Unbegabte, anerkannte Größen und solche, die es werden wollten, Reiche und Arme, Kunstionderlinge mit erstaunlichen Manieren, und zuletzt setzte sich auch noch der Malweiblein hochproblematische Kunst furchtbegeistert und ungefragt in die ungemähten Wiesen. Der „Löwen“ war ihrer aller Herberge. Die Wände des „Saales“ hallten wider von Kunstfachimperei, aber auch von mitternächtlichem Gläserklang, Gesang und Klavierpiel. Sogar Franzosen haben hier eine Gastrolle gegeben und in dem nachstehend genannten Künstleralbum eine ungemein flotte Illustration hinterlassen für das damals anscheinend vielgesungene Liedchen:

Vive le petit vin roux
Glou . . . glou . . . glou . . . glou . . . glou . . .

Gearbeitet wurde nicht allzu viel. Der genius loci war auf eitel Fröhlichkeit gestimmt, und leztlich hat man ja im neuen Jahrhundert noch Gelegenheit genug gehabt, den Kopf hängen zu lassen.

Im Mittelpunkt der jugendlichen Verehrung stand natürlich als eine Art vielbewallfahrter Säulenheiliger Wilhelm Hasemann, trotz seiner Erlolge bescheiden-liebenswürdig geblieben, gutmütig wie ein Kind, stets hilfsbereit und wohl vielfach ausgeübt und angepumpt. In den „Löwen“ kam er allerdings nur selten, dagegen war der kleine, lebhafte Mann mit den großen, klugblickenden Augen überall in Wald und Wiese zu sehen, seinen Schülern und Schülerinnen nachgehend und deren Arbeitslust mit seiner gutmütigen Kritik niemals trübend.

Ab und zu erhellte den Himmel dieser kleinen Kunstwelt ein Komet in Gestalt irgendeiner Malergröße, die Hasemann besuchte, einige Tage oder Wochen in Gutach blieb und vielbewunderte Studien zeichnete oder malte. Sie alle hinterließen beachtenswerte Proben ihrer Kunst in dem inzwischen leider von unsorglichen Händen schwer ramponierten Künstleralbum des „Löwen“. Da finden wir unter vielen anderen Zeichnungen weniger bekannter Künstler solche von Schönluber, Kallmorgen, Paul Thumann, Kappis, Friß Reiss, und natürlich auch

Sasemann, und wenn wir in die „Linde“ gehen, erleben wir eine Fortsetzung dieses Genusses bei Betrachtung des neuen, wohlbehüteten Albums, das von Professor Kurt Liebig — von ihm wird nachher noch die Rede sein — in treuer Fortführung dieses Brauches angelegt und außerdem mit den Porträts früherer Gutacher Originale von seiner Hand geschmückt ist. Auch hier steht manch guter Name, zum Beispiel der Max Liebermanns, unter Zeichnungen von Meisterhand.

Gutach war damals eine Fundgrube für Charakterköpfe und Originale. Leuten mit vielerlebten Jügen, deren Lebensalter sich der Hundert näherte, waren nicht selten. Ihre geistige Frische war manchmal erstaunlich. So manches alte Lied, und ein ganzer Kranz seltsamer Sagen, verdankt ihnen ihr Weiterleben in Heimatliteratur und Volksmund.

Auch an Originalen hat es nicht gefehlt: Da war der alte Lindenwirt, ebenso liebenswürdig und seelengut zu Leuten, die er leiden mochte, wie herzerfrischend ablehnend gegen solche, die ihm nicht gefielen. „Ich will Sie nicht mehr haben. Größt Lindenwirt,“ schrieb er einmal einem Sommerfrischler, der sich im Vorjahr bei ihm unbeliebt gemacht hatte.

Da stand auch im Funkenregen der greise Hammer schmied bei seinen dröhnenden Hämmern, ein paar lustig-lustige Augen hinter der blinden Brille, voll von altem Bauernschabernack und halbvergessenen Liedern, von welchen mir besonders das uralte von der Schwarzwälderuhr in lebhafter Erinnerung steht. Ein wahrhaftiger Zogspieler von gewaltigem, langanhaltendem Durst.

Auch ein Bauernaristokrat beherrschte manchmal den Künstlerstammtisch mit seiner Anwesenheit: der Jokelesbauer. Ein dörflicher Kosmopolit, der ebenjagut im Speisewagen seine Flasche Sekt trinken wie uneingeladen bei dem Großherzogspaar in Karlsruhe zu Besuch kommen konnte, und in seiner schmutzigen Tracht sogar auf dem Domplatz in Mailand nicht unerkannt blieb. Da ist ihm nämlich plötzlich ein Volksblutwelscher und früherer Arbeiter am Bau der Schwarzwaldbahn mit dem Jubelruf: „Jokelesbur, Jokelesbur!“ um den Hals gefallen.

Von einem anderen Original, dessen Eigenart mehr auf nahezu vorgezeichnete Natürlichkeit fußte, wisperten die Malerwelt. Der Müller-Schrißl vermittelte mit seinem alten Schimmel und dem Berner-Wägle den Personenverkehr von und nach den Schnellzügen in Hausach und fand nichts Unziemliches dabei, wenn er unterwegs nach einem gemütlichen „Dehal“ plötzlich abstieg, seine Kleidung in Unordnung brachte und, den schönen Fahrgästen zugewandt, am linken Hinterrad anscheinend unaufschiebbare Notwendigkeiten erledigte, um dann unter einem erleichterten „Hü!“ seine schamglühende Fracht ihrem weiteren Ziel zuzuführen. Kein Wunder, wenn, von den idyllischen Zuständen und Naturschönheiten des Gutachtals angeleitet, der eine oder andere Künstler, welcher sich anfänglich nur vorübergehend hier hatte aufhalten wollen, für bleibend seine Zelte hier aufschlug.

Da ist vor allem Kurt Liebig zu nennen, auf den neben obgenannten Reizen die junge Schwägerin Sasemanns tieferen Eindruck gemacht hatte, als dem ängstlich verantwortungsvollbewußten Professor lieb war. Wie es für eine richtige Liebe der Brauch ist, wurden aber die Schwierigkeiten mit mehr oder weniger Glanz aus dem Wege geräumt. Und nun sitzt Professor Liebig bereits an die vierzig Jahre im Tal der Gutach und trinkt, wie einst — trotz der schlechten Zeiten, über die er weidlich schimpft — immer noch allabendlich sein Schöppchen beim „Butterbäck“. Seine fleißig gemalten Bilder sind überall im Schwarzwald ebenso bekannt, wie beliebt, noch mehr aber verdankt er seinen Auf der Vorbildung der Werke Scheffels, Ganghofers, Richard Vos, Hansjakobs. Den größten bisherigen künstlerischen Erfolg seines Lebens haben ihm jedoch erst in letzter Zeit seine einzigartigen, stimmungsvollen Kriegsdenkmalen gebracht, von welchen das in Gutach selbst, und ein anderes in Schapbach, an allererster Stelle zu nennen ist. Das Gutacher Kriegsdenkmal ist geradezu zu einer weitbekanntesten Sehenswürdigkeit geworden, die jährlich von Tausenden aus dem In- und Ausland besucht wird.

Aber noch andere Künstler haben sich Ende der achtziger, anfangs der neunziger Jahre in Gutach niedergelassen. Gab es doch wohl kaum für Malerherzen annuitierende Unterkunfts-möglichkeiten als die meist leerstehenden, strohgedeckten Weibgedinghäuser der ringsum verstreuten Bauernhöfe. Da konnte man ganz für sich leben, so bescheiden und so ungeniert, als man wollte, konnte, ohne aufzufallen, arbeiten und faulenzen, und wenn man gerade knapp bei Kasse war, auch wochenlang von ein paar Mark leben. Denn Milch, Brot, Kartoffeln, Speck, Butter, Eier, und wohl auch das allernotwendigste Kirchwasser, lieferte der nahe Bauernhof.

Diese Lebensweise kam allerdings für denjenigen, der am längsten in einem solchen Häuschen ausgehalten hat, kaum in Betracht, denn er war ein ängstlich gewissenhafter Haushalter. Es war der Maler Ernst Kielwein in aus Stuttgart, der sich ganz hinten im Sulzbach mit seiner bildhübschen Schwester und dem weißen Spitz Luchs niedergelassen hatte. Kein Künstler von breitem Wurf, aber ein Mann von echt schwäbischer Ausdauer, ja Verbissenheit, der im Staunen über das Kleine nie so recht zum Bewußtsein des Großen kam. Der sah also da hinten in seiner Weltabgeschlossenheit und trennte sich in fast weiblich empfindlicher Auffassung langsam auch in seiner Kunst von dem, was

man draußen in der Welt zeitgemäß, gut und begehrenswert fand. Die Zeichnungen Kielweins sind von einer pedantischen Feinheit, die manchmal an mittelalterliche Klosterarbeit erinnert, und das Wort, daß Zeit Geld sei, Lügen strafe. Ein Bleistiftporträt seiner Mutter zum Beispiel nähert sich daher — dies soll kein Vorwurf für die künstlerische Auffassung sein! — geradezu dem Lichtbild. Auch auf seine Gemälde hat sich die übergroße Gewissenhaftigkeit des Künstlers ausgewirkt. So kam es, daß er gut Angefangenes, in dem Bestreben, es besser zu machen, vielfach geradezu verdorben hat. Die Kraft seiner Darstellung ist daher nicht immer ganz natürlich und wirkt manchmal, trotz der gegenteiligen Absicht, wie bewußter Leichtfinn. Auch die Farbe übertreibt aus Mangel an Ueberzeugung.

Und gerade dieser Mann, der jahrelang in mehr als flüchtiger Einsamkeit die Natur in ihren intimsten und kleinsten Zusammenhängen studiert hatte, mußte sich in gewiß ehrenwerter, aber in diesem Fall unangebrachter Einhaltung eines jugendlichen Verspruchs seine Frau ausgerechnet aus — Paris holen. Aus Paris nach dem hinteren Sulzbach, wo das Mutterchwein, der Godel auf dem Mist und jedes Glied der Katzenfamilie Persönlichkeitswert besitzt! Es hat ein unglückliches Ende genommen: Ernst Kielwein hat sich aus dieser Welt, deren wahres Gesicht er wohl nie ganz erkannt hat, hinausgeärgert und -geforgt, und die Französin ist, unter Mitnahme ihrer ängstlich vor ihm zurückgehaltenen Moneten, wieder in ihre Heimat verzogen, gerade als für den verstorbenen Gatten ein Ruf als Professor an die Stuttgarter Kunstschule eingelaufen war.

In bunter Folge wechselten die Bewohner der verschiedenen Häusli: Da hatte mal einer, ein Maler und Architekt von Ruf, nach längerem Aufenthalt in Sulzbach, so bedrohlich an äußerer Erscheinung, finanziellen Mitteln und kulturmeniglichen Lebensgewohnheiten gelitten, daß seine guten Freunde und Freundinnen als letzte Rettung seine Verheiratung beschlossen. Kurz entschlossen „finanzierten“ sie die Sache so weit, daß der Ehegandidat in einem neuen — Sportanzug nach Rom fahren und dort sein Herz der für ihn Auserwählten zu Füßen legen konnte. Alles klappte aufs Schönste, und der einstmalige Einsiedler aus dem Sulzbach hielt als Kavaliereingang in eine feudale Münchener Villa. Man sieht: Paris und Rom standen damals in enger Beziehung zum Sulzbach.

Für die Gutacher Bauern, die voll biedermeierlicher Lebensanschauungen aus ihren Höfen sahen, gab das Künstlervolk in Handel und Wandel natürlich viel Anlaß zum Lästern und Kopfschütteln. Aber sie gewöhnten sich bald daran, und als man sich eines Tages in die Ohren raunte, daß tagtäglich beim Doktorhäusli die junge Frau eines Malers in rosiger Nacktheit, wie ein richtiges Hexlein, im Sonnenschein auf dem Birnbaum sitzend zu sehen sei, war man mehr erheitert als entrüstet. Mit dem Volk der Maler hatten sich auch Leute der Feder eingefunden: Heinrich Sohnrey hielt sich gern in Gutach auf, Heinrich Hansjakob, der mit Sasemann und Liebig in Verbindung stand, war kein seltener Gast, auch Anna Schieber habe ich mehrmals hier gesehen. Auch der badische Heimatdichter Hans Erich Wulfe hat einige Zeit im stillen Doktorhäusli seiner liebenswürdigen Kunst gelebt. Von den Jüngern und Jüngerinnen dieser Kunst war die Dichterin Nanette Stengel — bei Sasemanns Irtzweg „die Tante“ genannt — die einzige, welche in Gutach ihren ständigen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Keine Größe des Parnasses — das hat sie auch nie sein oder werden wollen — aber ein echt weibliches, annütiges Talent, das im gemütlichen-beschaulichen Familienleben des Hofbauern seine Anregungen suchte und fand. Kleine dramatische Arbeiten aus ihrer Feder im Gutacher Dialekt, voll neckischen, häuerlichen Humors, werden immer noch aufgeführt. Ihre ansprechenden Gedichte erschienen meist in der Beilage des „Schwarzwälder Boten“.

Es ist still geworden in Gutach. Meister Sasemann hat seine Palette nach langer Krankheit, viel Arbeit und Enttäuschung für immer hingelagt und schläft an der Friedhofsmauer, nicht weit von Nanette Stengel, unter einem mächtigen Granitblock. „Dje,“ hat ein altes Weiblein gesagt, „der kleine Mann und der große Stein.“ Seine Witwe lebt noch heute in Gutach, und ein Besuch seines Ateliers, in dem auch jetzt noch Werke des Meisters zu sehen und wohl auch zu haben sind, lohnt sich sicher.

Ernst Kielwein deckt in Stuttgart der grüne Rasen, nachdem eine Sammelausstellung seiner Werke in seiner Heimatstadt ihn geehrt hat, und fast alle Künstlerhände, die einst freudig Proben ihres Könnens in die beiden Gutacher Künstleralben zauberten, ruhen wohl für immer aus von ihrem Schaffen. Auch der alte „Löwen“ ist abgebrannt und — schöner wieder erstanden, aber der fröhliche Geist, der ihm einst die glücklich-sorglose Note gab, hat mit ihm keine Auferstehung gefeiert. Die junge Kunstgeneration ist ausgeblieben. Sei es nun, daß — wie der Lindenwirt sagt — die Maler die Natur nicht mehr brauchen, sei es, daß Gutach mit seinen Reizen als zu altväterisch-bescheiden heutigen Ansprüchen nicht mehr genügt. Als Vetter hält Professor Kurt Liebig, jetzt ein rüstiger Sechziger, noch hier aus. Mit ihm sehe ich noch manchmal in der warmen Dienede der alten Linde beim Wein, und all die Gestalten von früher umringen uns so lebendig, als wäre es gestern gewesen. Und dann schauen wir Alten uns an und heben in stillem Gedenken die Gläser.

Mar Bittrich / Bianca Vida / Novelle

I.

Im fünfzehnten Jahrhundert kam ein junger Provinzler, ein Senese, mit tausend Goldgulden und dem Ansehen des väterlichen Namens, über Florenz nach Rom. Er machte sich bald dortige Bankgeschäfte dienstbar, verdrängte Florentiner und Genueser Geldeute bei der Kurie, brachte Zölle und Getreidehandel Roms an sich, beutete päpstliche und königliche Bergwerke aus. Seinem Handel über das Meer schuf er eine ansehnliche Flotte; Paläste, Burgen und Kapellen baute er und ließ sie durch Künstler vom Rang Raffaels schmücken. Gold, Edelsteine und kostbarste Stoffe zierten seine Wohnungen, künstlerische Gebilde auch seine Gärten. Sein Geld ermbälchte weltlichen Machthabern und Kirchenfürsten Kriegszüge, der Kunst und den Wissenschaften reichen, friedlichen Wettbewerb. Reiselustig und immer auf geschäftlichen Vorteil erpicht, war er bei den Beherrschern der Länder zu Gast, wie er, einer der reichsten Männer geworden, Päpste und Fürsten an seiner wohlversorgten Tafel begrüßte.

Und wie er Zutritt fand zu allen Angesehenen, so überwachte er den Kreis seiner eigenen, nicht großen Familiensippe. Niemand sollte sich eindringen, den zur Macht gewordenen Namen Chigi mißbrauchen.

Seine Lebenskameradin aber entführte er in wilder Romantik einem Bürgerhause: die Venezianerin Francesca Ordeasca, die er sich, nach ihrer Erziehung im Kloster, erst spät kirchlich antrauen ließ.

Kein Wunder, wenn reich und arm im ganzen Land von Chigi erzählt, wenn sich Wahrheit und Märchen um sein Leben rankten. Ebenjowenig erstaunlich, wenn alt und jung aufhorchten, sobald die Rede kam auf unbefantere Träger des Namens Chigi. Dazu war in Venedig besonderer Anlaß in einem der letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts.

Wie von schmeichelnden und unaufhaltbaren Wellen getrieben, schwamm alles Leben der Wasserstadt im Maskentreiben.

Leidenschaftlich hatte der Aufruhr der Gefühle, wie üblich, am zweiten Weihnachtstag eingesetzt. Mit Leib und Seele trieb das Leben, feurig und schwärmerisch, unbekümmert und verzauert, in überlieferter Lust. Die ersehnten Freuden fielen, laut begrüßt, erquicklich wie rauschender Regen nach langer Dürre vom Himmel.

Doch nicht nur der regelrechte alljährliche Ausbruch besetzter Glut tobte sich diesmal aus. Nein, Venedigs Stolz schwang mit. Man tuschelte sich zu, ein Zuwachs seiner Macht bereite sich in der Ferne vor. So zeigte sich die Jugend besonders eifrig bestrebt, den Körper zu stählen, und jeder Bürger verfolgte mit blanken Augen die Kämpfe und Regatten der Carnevalsbrüderchaften. Entschlossenheit suchte sich in sportlicher Betätigung zu überbieten, schlug in lodernem Ueberchwang auch ernstere Wunden. Doch die Kämpfer wußten, daß sie gleich feurig den starken Arm bald gemeinsam ausstrecken würden nach dem Lorbeer für die Fahne Venedigs.

Einzelnen und in ihren beiden Verbänden hatten auch heut' die Mitglieder der Hauptgegnerchaften Venedigs, die Castellani und die Niccolotti, ihre Trümpfe gegeneinander ausgespielt im Streit zu ebener Erde und auf polternder, geländerloser Brücke. Wer aber war der Vermummte, der über andere Jünglinge hinaus gleich edler Stahlklinge schmiegsam und zäh blieb bei jeglichem Angriff und letzter Abwehr? Welchen begnadeten Vertreter körperlicher Ausdauer hatte sich die Kampfenoffenschaft von San Pietro in Castella für die Faschingsmonate gewonnen? Verlangende Blicke waren ihm gewidmet; wild durchtobte Herzen ersehnten sich ihn. Die älteren Mitglieder der Castellani erkannten ihn, auch wenn Venedig nicht seine Geburtsstätte war, als Stolz und eines der Häupter ihrer Faktion an. Und mancher Verehrer flüsterte auf dem Markusplatz und an der Riva auch beglückt seinen Namen: Drazio Chigi.

Das war der nach Venedig verschlagene Fremdling, der seit etwa sechs Jahren in einem Flügel des weiten Palazzo Fodri lebte, inmitten beträchtlicher exorbiter Reichtümer. Man wollte wissen, Marchese Fodri habe seinen Vater erkannt und, als Drazios Eltern auf einer durch weit ausgebreitete Feuersbrünste und unheilvollen Krankheitszug erzwungenen Reise von Florenz

nach Venedig rasch dahingestorben waren, den verwaisten vierzehnjährigen Knaben unter das gastliche Dach genommen.

Wer die Jünglingsgestalt in letzter Zeit unmaskeiert beobachtet hatte, der pries nicht nur die Gewandtheit des Leibes, sondern wußte mehr: hatte gestaunt, wie Drazio mit funkelnden Augen, kluger Stirn und feinen Gesichtszügen zwischen Verehrern und lieblichen Frauen saß. Und seine Vertrauten wußten zugleich, ein wie ungewöhnlicher Reiz es war, im Freundeskreis seinen Worten zu lauschen, wenn sein Sturmdrang die Wünsche der Alten ausnahm und so Venedigs glanzvollere Zukunft kündete.

Doch schwälte auch in der Stadt der Lagunen gelber Neid.

Was war dieser Drazio Chigi? so ereiferten sich die Scheelsüchtigen. Daß er den Namen des reichsten Römers trug, wieviel Verdienst war dabei? War sein eigener Reichtum so groß, wie die Gasse meinte? Verwechelte sie nicht das Eigentum des Marchese Fodri mit der Habe Drazios? Und war dem so, was blieb dann übrig vom ganzen Drazio Chigi? Frische Anstelligkeit? Fürchteten eingeborene junge Venezianer Wasser und Feuer mehr als er? Wählte nicht Beschränktheit Drazios Vorzüge auf, nur weil er ein Chigi war, in vornehmerem Palast wohnte? Drängte er sich nicht ungehörlich vor? War er nicht vorlaut in seinen Reden? Dieser Fremde, über dessen Eltern niemand genauere Bottschaft wußte, als daß die Erde sie bedede, sollte waischenkten Venezianern später einträgliche Pfünden fortnehmen?

Wie auch kam ein hier an den Strand geworfener junger Mensch dazu, sich öfter in der Nähe der durch alle Reize des Körpers ausgezeichneten reichen Verwandten der Marchese Fodri aufzuhalten, seinen Blick wohl gar in ernsterer Absicht auf die Gräfin Moncada zu lenken, die in freventlichem Stolz einem Genueser Patrizier die Hand verweigert hatte?

Man mußte der Herkunft Drazios, mußte seiner Entwicklung auf den Grund gehen, mußte versuchen, sein Schifflein auf eine Sandbank zu treiben.

So hielt man Freudenbecher und Leidenskelch bereit für Drazio Chigi, den Freund goldener Ausgelassenheit, der doch in heitersten Stunden nicht vergaß, nach höheren Sternen anzuschauen.

Als nun der Turm der Markuskirche im vorletzten Jahr des Jahrhunderts den schütternden Strom des Silvestergeläuts über Venedig ausgoß und durch Fenster und Manern zwangte, huchte leise durch Tor und Gänge des Palazzo Fodri eine maskierte Frauengestalt. Leicht flog das Colombinchen durch den verlassenen nachtdunklen Hof, legte sie auf finsterner Treppe einem verworrenen schwäbenden Domino, um nicht ernstlich Rede und Antwort stehen zu müssen, die Hand auf die Augen und war gleich einem Spuk verschwunden. Antonio, der Beherrscher der Küche, behaglich benebelt von gutem rotem Trunk, von Fanfaren des neuen Jahres und des Faschings, verzichtete darauf, den Schmetterling zu packen und seinem Bejen auf den Grund zu kommen. War er Wächter des Hauses? Mochten Berufener das Faschings-Vögelchen jagen, rupfen oder fortjagen! Vielleicht Drazio Chigis gächlicher, auch in festlichen Zeiten einsam das Haus hütender Leibdiener Giovanni.

Während durch Antonios Hirn ein Wirbelsanz von Vermutungen legte, war die Veranlasserin seines Gemütsaufregens fast atemlos vor der Tür der Chigischen Wohnung angelangt, zwar von unliebsamem Widerstand unbehelligt, doch für Augenblicke bedrängt durch Sprünge eines in jahrzehntelanger, stürmischer Lebensfahrt zermühten Herzens.

Der treue Diener Giovanni knurrte aus dem Schlaf empor.kehrte der Herr heim? Sein Schritt war fester. Wer konnte zu so ungewöhnlicher Stunde willkommenen Besuch abtatten?

Der hüchtige Gang, die Pause vor der Tür, ein unverständliches Selbstgespräch — wiesen diese Kennzeichen nicht auf die von Zeit zu Zeit ungerufen auftauchende Fremde hin, die mit keinem anderen Anliegen zu erscheinen pflegte als dem, den Diener Giovanni zugunsten seines Herrn zu bearbeiten, und sich unterfang, im Namen der fast vergessenen Eltern Drazios zu reden?

Otto Michaeli / Das Rosenvögelein

Ein Traumbild.

Das war im gold'nen Maienschein,
Da kam ein kleines Vögelein,
War rosenrot und arm und bloß
Und setzte sich auf deinen Schoß.
Weil sein Gefieder gar so karg,
So zitterte und froz es arg
Und suchte dein Erbarmen,
An diesem zu erwärmen.
Du aber sprachst kein freundlich Wort,

Nein, triebst das Rosenvögelein fort.
Vögelein, fliege fort!
Flieg' an einen and'rn Ort!
Dein Liebchen ist so blaß und kalt.
Suche dir einen grünen Wald!
Singe dort dein Lust und Leid
In die tiefe Einsamkeit!
Darauf da sollst du wandern
Zu einer andern.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“.